

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

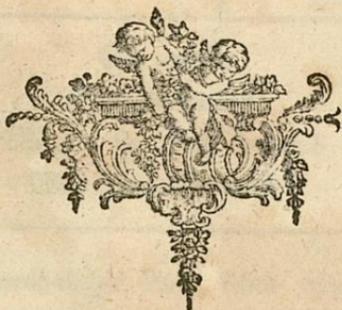
Gedanken über eine alte Aufschrift

Wieland, Christoph Martin

Leipzig, 1772

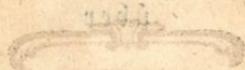
urn:nbn:de:gbv:45:1-288

Gedanken
über
eine alte Aufschrift.



Leipzig,
bey Weidmanns Erben und Reich.
1772.

Gelehrter



eine alte Buchdruckerei
Gelehrter

der

eine alte Buchdruckerei

die

die Buchdruckerei
die Buchdruckerei
die Buchdruckerei

Wacholder Buchdruckerei
Wacholder Buchdruckerei
Wacholder Buchdruckerei
Wacholder Buchdruckerei
Wacholder Buchdruckerei
Wacholder Buchdruckerei
Wacholder Buchdruckerei
Wacholder Buchdruckerei
Wacholder Buchdruckerei
Wacholder Buchdruckerei





Gedanken
über
eine alte Inschrift. *)

Sie reden
Was sie wollen;
Mögen sie doch reden!
Was kümmerts mich?

Gewöhnlicher Weise sehen wir zwei
Arten von Leuten mit Gleichgültig-
keit gegen das, was die Welt von ihnen
spricht, erfüllt, — diejenigen, welche
durch ihre Größe über das Urtheil an-

A 2 drei

*) Winkelmanns Sendschreiben von den Herku-
lanischen Entdeckungen. S. 45.

drer hinweggesetzt zu seyn vermeynen, — und diejenigen, welche so wenig Forderungen als nur immer möglich ist an die Gesellschaft machen, und das Vergnügen, sich unabhängig zu glauben, allen Vortheilen vorziehen, die mit Bestrebungen um den Beyfall der Welt verbunden seyn können. Diese ist die Gleichgültigkeit eines Cynikers; jene die Gleichgültigkeit eines Despoten, vom Kaiser von Monomotapa an, bis zu dem kleinen Caligula zweyer oder dreyer unglücklichen Dörfschen, der, unter dem Schutze seiner Unmittelbarkeit, von der Höhe einer alten gothischen Burg mit allem Uebermuth eines Sultans auf seine Mutterhanen, und mit Selbstgenügsamkeit der Dummheit auf die übrige Welt herabsieht.

Es ist nicht unmöglich, daß ein Sultan ein weiser und guter Fürst sey; so wie

es möglich ist, daß ein der Welt unbekannter Edelmann des Platzes eines Sully würdig seyn könnte.

Aber wenn wir die Geschichte fragen, so wird sie uns unter zehn Sultanen leichter drey Bajazet gegen sieben Schah-Baham,*) als einen einzigen Alimamun zeigen.

A 3

Ein

*) Ich pflege, wenn ich einen Sultan nöthig habe, gerne den ehrlichen Schah-Baham zu citieren, weil er mir das Ideal eines ächten Sultans, und einer der lehrreichsten und kurzweiligsten Charaktern, die ich kenne, zu seyn dünkt. Wenn es nicht leichter wäre, etwas zu erfinden, wozu uns ein bereits vorhandnes Modell in der nehmlichen Gattung die Idee geben konnte, als der erste Erfinder in dieser Gattung zu seyn, so würde ich sagen, daß der Character des Sancho Pansa selbst dem Cervantes nicht mehr Ehre mache, als Schah-Baham dem Herrn Crebillon. Zu bedauern ist es, daß man ihn

Ein Despot verlehrt, ordentlicher weise, seyn Daseyn in der tiefsten Sorglosigkeit über den Beyfall seiner Zeitgenossen und der Nachwelt. Er sieht sich von lauter knieenden Slaven umgeben; sein Wink hat die Kraft eines Gesetzes; unzählliche Geschöpfe, welche nur um seinetwillen da sind, eysern in die Wette allen seinen Begierden zuvorzukommen; alle Welt bezeuget ihm eine Hochachtung, die er durch keine Bemühung, keine Tugend, kein Verdienst zu erkaufen nöthig hat. Der Gedanke dankt

ihn in einem Buche suchen muß, in welchem das Verdienst einer tiefen Kenntniß des Menschen, einer feinen Beurtheilung seiner Thorheiten, und einer Menge scharfsinniger moralischer Bemerkungen, welche den Crantorius und Chrysippen zu entwischen pflegen, durch die unbegreiflichste Verachtung aller Gesetze der Ehrbarkeit und des öffentlichen Wohlstandes (um aufs gelindeste von der Sache zu reden) verdunkelt wird.

Danke, daß er etwas bedürfe, der Gedanke, daß er noch mehr von andern abhänge als diese von ihm, die Bemerkung des unendlichen Unterschiedes zwischen äußerlichen Ehrfurchtsbezeugungen und empfindener Hochachtung, können keinen Zugang in seine Seele finden. Alles hat sich zusammenschworen, das Gefühl der natürlichen Schwäche (das stärkste Band das Menschen zu Menschen zieht) in ihm zu vernichten; alles vereinigt sich ihn zu bereden, daß er unabhängig sey.

Sultan kann nicht jeder seyn, wer Lust dazu hätte; aber die Glückseligkeit, sich über alle Urtheile der Welt hinwegzusetzen, das stolze Glück sich unabhängig zu glauben, ist in der Gewalt des abschätzigsten Erdensohnes. Er darf nur den Muth haben, den Mantel des Crates umzuhängen, oder in das Faß des Diogenes

zu kriechen; und als ein ächter Kostgänger der Natur mit den Wenigsten was sie ihm aufsetzt zufrieden, nichts von den Großen, nichts von seinen Mitbürgern, nichts von der ganzen Welt verlangen. Und ist er fähig den Cynischen Heldenmuth bis auf den hohen Grad zu treiben, auf welchem man selbst gegen die Verachtung und die Mißhandlungen der Welt unempfindlich ist: so sehe ich nicht, wie wir ihm den Vortheil absprechen wollen, sich selbst für so groß und unabhängig oder wohl noch ein wenig unabhängiger zu halten, als irgend einen Sultan des Erdkreises.

Ein solcher Mann würde ein Narr seyn, sagt man.

Zimmerhin! Er ist nichts desto weniger Horazens König der Könige,*) und es kann Gelegenheiten geben, wo er es die Könige,

*) HORAT. I. l. 106. 7. 8.

Könige, die es im Ernste sind, fühlen lassen kann. Waren nicht ehemals die größten Fürsten in Europa dem cynischen Peter von Arezzo *) zinsbar? Und war

A 5

dieser

*) Dieser in Italien schlechtweg unter der Benennung Il Aretino, bekannte, und sogar auf Münzen mit dem Beywort des Göttlichen beehrte Cyniker des Sechzehnten Jahrhunderts ist nicht weniger durch den furchtbaren Namen der Geißel der Fürsten berüchtigt, den er sich selbst in einem seiner Briefe an die Base des Papsts Julius III. Ersilia de Monti an eben der Stelle beylegt, wo er damit prahlt, daß die Fürsten der Erde ihm, ihrem Sklaven und ihrer Geißel, zinsbar seyen, (S. Bayle D. H. & C. Tom. I. Artif. Aretin) und unter beyden Benennungen ist er vom Ariost seinen übrigen Freunden und Freundinnen benegelt und in dem Verse, ecco il flagello de Principi, il divin Pietro Aretino, verewiget worden, *Orlando Fur.* C. XL. VI. 14. Die Abgültigkeit, die Herren der Welt auf eine so seltsame Art brandschaksen zu können, setzte eine Zeit voraus, wie die damalige war; eine Zeit, wodurch

dieser Peter von Arezzo besser als das ver-
 ächtlichste unter allen Mitgliedern der hün-
 dischen

wodurch die sonderbarste Zusammenkunft außer-
 ordentlicher Personen und Umstände, der ganze
 Erdkreis unter einer allgemeinen Veränderung
 seiner vorigen Gestalt arbeitete; wo auf einer
 Seite die Empörung des menschlichen Verstan-
 des gegen verjährte und ehrwürdige Vorurtheile,
 auf einer andern der Streit etlicher großer
 Fürsten, um die Oberherrschaft, und einer
 Menge kleinerer um ihre Freiheit, auf allen
 Seiten aber der heftigste Zusammenstoß einer un-
 endlichen Menge entgegengesetzter Meinungen,
 Leidenschaften und Vortheile, das ganze Europa
 in diese anhaltende Erschütterung setzten, in
 welcher (wie in einem allgemeinen Aufruhr)
 ein jeder, der Verwegenheit genug dazu hat, eine
 große Rolle zu spielen fähig ist; eine Zeit, wo
 alle Stände, Classen, Geschlechter und Arten
 der Menschen aus ihrer gewöhnlichen Laufbahn
 getreten zu seyn schienen; wo Könige die Feder
 zu Schulgezángen spitzten, Mönche den Degen
 führten, oder mit einem Federzug fähig waren
 den

lischen Secte, über welchen jemals die
Peitsche Lucians geschwebet hat?

Ich sage dieß nicht, um irgend einem
Weltbürger seine Ansprüche an diese Art
von Unabhängigkeit streitig zu machen,
oder ihm wenn er sich zum Cynismus berau-
fen fühlte, deswegen schlimmer zu begegnen,
so lange er selbst die Gesetze der Duldung
gegen uns andre beobachtet. Es muß
in

den ehrsüchtigen Plan großer Monarchen zu
durchstreichen, und mehr als einmal das Schick-
sal der Völker von der beleidigten Eitelkeit oder
von den schönen Augen eines Weibleins ab-
hängen. Damals, da ein jeder, der einige Ich-
tigkeit in sich fühlte, zum Weltverbesserer be-
rufen zu seyn glaubte, konnt' es auch einem Ne-
ter Aretin einfallen, sich des Amtes anzumaken,
diejenigen (wie Gaddi sagt) mit seiner Feder zu
züchtigen, welche über alle andre Züchtigungen
hinweggesetzt sind; und eine solche Zeit ward
erfordert, wenn ein so gefährliches Amt ein-
träglich seyn sollte.

In eines jeden Wahl stehen, ob er, um bey der allgemeinen Geschäftigkeit nicht allein müßig zu seyn, wie Diogenes ein leeres Faß auf und niederwälzen, oder ob er an den Trauerspielen, Lustspielen, Pantomimen und Tragi-Comi-Pastoral-Farzen, die auf diesem großen Weltchauplatz gespielt werden, nähern Antheil nehmen will. Die meisten, wo nicht alle, welche sich im letztern Falle befinden, wissen warum sie es thun; und es giebt gewiß wenige, welche Tugend genug hätten, die unthätige Rolle eines Sultans, wenn es in ihrer Gewalt stünde, nicht der Bemühung vorzuziehen, irgend ein größeres oder kleineres Rad in der allgemeinen Maschinerie der Welt herumzutreiben. Aber wenn wir an unserm Theile so billig sind, als wir uns (im Namen aller biederben Leute, wie wir hoffen) erklärt haben; so werden hin-
gegen

gegen auch diese unabhängigen Herren billiger
genug seyn, nicht mehr von uns zu fordern
als wir von ihnen. Ansprüche an unsern
Beyfall, an unsre Hochachtung, an irgend
eine Art von Belohnung zu machen, wo-
durch die Gesellschaft die Gabe ihr zu ge-
fallen oder die Bemühung ihr nützlich zu
seyn, aufmuntert, dieß würde eben so lä-
cherlich herauskommen, als das hohe An-
sehen das sich ein verdienstloser Geck von
Stande gegen Leute giebt, welche seinem
Stammbaum nichts als ihre eigenen Ver-
dienste entgegen zu setzen haben.

Es giebt (im Vorbeygehen gesagt) Leute,
welche sich sehr betrügen, wenn sie sich die
äußerlichen Zeichen der Ehrerbietung zueig-
nen, die man ihrem Kleide, oder irgend
einem Talisman den sie bey sich tragen,
erweiset; und sie müssen sich gefallen las-
sen, wenn sich der Zabelbichter die Freyheit
nimmt,

nimmt, sie an die Geschichte des Esels, der das Bild der Isis trug, zu erinnern. Von alten Rittern abstammen oder geerbt haben ist zuweilen ein Vortheil, aber niemals ein Verdienst. Die Gesellschaft erwartet nicht ohne Grund von denen, die sich in dem einen oder andern Falle befinden, daß sie die Vortheile, welche sie vor andern haben, zu Erwerbung einiger Verdienste anwenden. Es giebt so vielerley Arten von Verdiensten, und die Welt läßt sich meistens mit so wenigem abfinden, daß schwerlich ein Mensch unglücklich genug geböhren wird, um nicht zu irgend einer Rolle tauglich zu seyn. Wer keinen Helden vorstellen kann, wird vielleicht einen guten Diener machen; und fehlt alles; nun, so wird er doch zum Lichtpußer gut genug seyn. Einer ist ein vortrefflicher Lepermann, ein anderer versteht die Kunst
aus

aus einer kleinen Stadt eine große zu machen, sagte Themistokles; und wer keines von beyden gelernt hat, verdient mit Füßen aus der Schöpfung hinausgestoßen zu werden, setzt Swift hinzu; — ein zu strenges Urtheil, welches ich, zu Gunsten so vieler die dadurch in den leeren Raum verstoßen würden, dahin mildern möchte; der hat kein Recht, auch nur von dem letzten aller Holzhacker in der Welt persönliche Achtung zu fodern. Zugestanden hingegen, daß es ihm erlaubt sey, sich nichts darum zu bekümmern. Denn auch der elendeste Mensch hat so gut als jeder Erdwurm ein angeböhrenes Recht nach seiner eigenen Weise glücklich zu seyn.

Der eigentliche Cyniker kann noch einen Schritt weiter gehen, als derjenige, der sich bloß begnügt, keine Verdienste zu haben. Ihm ist nach seinen Grundsätzen erlaubt,

erlaubt, sich über alle Befehle des Wohlstandes, über alles was bloß von der Meinung andrer abhängt, hinwegzusetzen. Er darf, wenn er will, wie der Kaiser Julian, mit ungekämmtem Haar und bloßen Füßen herumwandeln, seinen Strumpf zur Mütze machen, seinen Bart und seine Nägel nach Belieben wachsen lassen, auf der Straffe essen, aus der hohlen Hand trinken, und zwanzig andre Dinge thun, welche kein Mensch thun wird, dem etwas an der Achtung seiner Mitbürger gelegen ist. Alles kommt darauf an, daß er sich einmal auf diesen Fuß gesetzt habe, und in so fern sein Betragen nur einigermaßen leidlich ist, wird, so bald man weiß wer er ist, niemand nichts dawider einzuwenden haben.

Ob der ungenannte Verfasser der Inschrift, welche uns zu dieser Betrachtung
veranlaßt

veranlaßt hat, von cynischen oder Sultani-
nischen Gefinnungen bewogen worden sey,
seinen Beurtheilern eine so dreiste Erklä-
rung zu thun, ist uns unbekannt. In-
dessen könnte er auch wohl einen Beweg-
grund dazu gehabt haben, welcher aus
einer ganz andern Quelle entspringt, und
ohne die mindeste Beleidigung der gesell-
schaftlichen Pflichten bloß die Erfüllung ei-
ner wesentlichen Pflicht gegen sich selbst zur
Absicht hat.

Er könnte nemlich bey der aufrichtig-
sten Bemühung sich um die Welt verdient
zu machen, bey aller möglichen Achtung
für ihre richterliche Befugniß, „einen ent-
scheidenden Ausspruch zu thun, in wie
weit er seinen Zweck erreicht habe,“ und
bey der vollkommensten Ehrerbietung ge-
gen die Gesetze des Wohlstandes, bloß
um seiner eigenen Sicherheit willen,

es dahin gebracht haben, „sich ruhig um
 „seine Aye herumzudrehen, ohne von dem
 „Lob oder Tadel des größern Theils seiner
 „Zeitgenossen jemals auf eine merkliche
 „Art aus dem Gleichgewichte gesetzt zu
 „werden.“

Wenn dieß der Fall war, worinn er sich
 befand, so getrauen wir uns zu behaupten,
 daß ihm diese Gleichgültigkeit nicht
 nur mit keinem Recht übel ausgedeutet
 werden könne, sondern daß es würklich
 — um das gelindeste Wort zu ge-
 brauchen — nicht weislich von ihm ge-
 handelt gewesen wäre, wenn er seine Glück-
 seligkeit von den Meynungen andrer Leute
 abhängig hätte machen wollen.

Für ein vernünftiges Wesen läßt sich
 keine Glückseligkeit ohne Zufriedenheit
 mit sich selbst denken. Sollte er sich in
 diesem seligen Wohlgefallen an sich selbst
 dadurch

dadurch unterbrechen lassen, daß Andere nicht mit ihm zufrieden sind?

„Aber wenn diese Andern Ursache haben, es nicht zu seyn?“

Unfehlbar werden sie, wenn sie es nicht sind, allemal glauben, Ursache dazu zu haben. Aber seine Eigenliebe müßte ihre Schuldigkeit sehr schlecht thun, oder er wird (wenigstens in manchen Fällen) überzeugt seyn, daß sie Unrecht haben so zu glauben. Und wer soll nun Richter zwischen ihm und seinen Tadeln seyn? Ich sehe keinen andern Weg als, in Ermanglung eines delphischen Apollons, die Sache unentschieden zu lassen.

Aber Titius, oder wie wir den Mann von dem die Rede ist nennen wollen, kann in keinem unentschiedenen Gemüthszustande bleiben. Er muß mit sich selbst zufrieden seyn, oder er muß es nicht seyn.

Das letzte ist ein sehr unbehaglicher Zustand. Soll er seinen Tadeln glauben, welche ihn unzufrieden machen oder seiner Ueberzeugung, Eibildung oder wie man es sonst nennen will, welche ihn beruhigt? — Die Antwort giebt sich von selbst. Und fehlt es ihm etwan an Gründen sie zu unterstützen? Wer kennt ihn besser als er sich selbst kennt? Wer kann richtiger von seinen Gedanken, Absichten und Handlungen, urtheilen als er selbst? Wer kennt den ganzen Zusammenhang davon so gut als er? Wer weiß so gut als er, wieviel Mühe er sich gegeben hat, in diesem oder jenem Falle wohl zu handeln?

Und wer sind am Ende diese Richter, welche sich anmaßen über ihn zu sprechen?

Die Welt ist ein Zusammenfluß einer unendlichen Menge von Personen, deren
jede

und daß es auch alsdann noch auf die Art der Anwendung, und auf eine Menge geschickter Handgriffe ankommt, ohne welche sie entweder unbrauchbar sind, oder gar schädlich werden. Was nützt der feinste Grabstichel in der Hand eines Ungeschickten? Und wie wahrscheinlich ist, daß ein Kind mit einem scharfen Messer Schaden thun wird?

Jedermann glaubt Geschmack und Einsichten genug zu haben, um zu sagen, dieß ist schön, dieß edel, dieß recht, jenes unrecht, häßlich, lächerlich u. s. w.

Der unerfahrenste Fährndrich urtheilt über die Maaßregeln seines Generals; der geringste Schußflicker über die Landesregierung; der einfältigste Leser über den Werth eines Schriftstellers; der lächerlichste Geck über den Mann von Verdiensten. Unter Tausenden, welche sich täglich die
 Freyheit

Freiheit nehmen in Vorfällen und Caffee-
häusern, beym Aufstehen der Großen und
beym Puztische der Damen, in Versamm-
lungen und auf Spaziergängen, an öffent-
lichen Wirthstafeln und in Wochenstuben
über — Alles in der Welt ein Urtheil zu spre-
chen, findet sich oft kaum Einer, der jemals
in seinem Leben überlegt hat, wieviel dazu
gehört, um von irgend einer Sache, ir-
gend einer Person oder irgend einer Hand-
lung richtig zu urtheilen.

Die meisten haben ihre Logik in der er-
sten Kindheit gelernt; eine unvermerkt
erlangte Fertigkeit wird endlich mechanisch;
und sie urtheilen im dreißigsten Jahre auf
eben die Weise wie sie im dritten urtheilten.
Kinder gründen ihre Urtheile entweder
auf das sinnliche Gefühl von Lust und Un-
lust, oder auf einzelne Bemerkungen und
zufällige Aehnlichkeiten, oder sie sprechen



bloß nach, was sie von andern gehört haben, Und was thun die meisten unter uns ihr ganzes Leben lang anders?

Der Unwissende findet tausend Dinge, welche dem Gelehrten dunkel scheinen, sonnenklar; tausend den Weisen unauflöbliche Aufgaben zerschneidet er ohne die geringste Mühe, und kann gar nicht begreifen, wie man es macht, um ihre Auflösung so schwierig zu finden. Umgekehrt giebt eine Menge Fragen, welche dem Verständigen leicht zu beantworten sind, da es hingegen unmöglich ist sie der Dummheit oder dem Vorurtheil begreiflich zu machen. Ein kleiner Geist, der in dem kleinen Kreise, den er mit seiner Nase um sich her beschreift, das kleinste Stäubchen wahrnimmt (eine andre Eigenschaft der kleinen Kinder) sieht nichts mehr, so bald er einen großen Umfang, eine Menge verschiedener
Gegen,

Gegenstände, ein aus vielen Theilen zusammengesetztes Ganzes übersehen soll. *)

Leute, welche gewohnt sind, sich bloß mit sinnlichen Gegenständen zu beschäftigen, sehen nichts in Gegenständen, welche nur gedacht werden können.

Andre, welche sich allein bemühen ihre symbolische und wissenschaftliche Erkenntniß zu erweitern, sehen oft falsch oder gar nichts in Dingen, welche eine

gebüßte

*) Daher die Fertigkeit, worauf sich die Illiputtischen Geister so viel zu gut thun, kleine Flecken oder Fehlerchen gewahr zu werden, indessen daß sie unfähig sind von der Schönheit des Ganzen gerührt zu werden. Sie bedenken nicht, daß diese Scharfsichtigkeit für Kleinigkeiten weiter nichts als eine kindische Eigenschaft ist; und daß sie hingegen durch ihr Unvermögen, ein Ganzes zu übersehen und richtig zu beurtheilen, eines der wesentlichsten Vorzüge ermangeln, wodurch sich ein Mann von einem Geschöpf im Gängelwagen unterscheidet.

geübte Empfindsamkeit erfordern. Ein Adler sieht ungeblendet in die Sonne; eine Motte wird von einem Lalllicht geblendet — sagt Gracian.

Wie viele, wie tiefe Kenntnisse erfordert die leichteste politische oder moralische Aufgabe, wenn sie, unter bestimmten Umständen, gründlich aufgelöst werden soll? Wie genau müssen alle diese Umstände geprüft und abgewogen werden, um vor dem Grade der sittlichen Güte irgend einer Handlung zu urtheilen? Wie schwer ist es, auch alsdann wenn man alles weiß, was der höchste Grad der menschlichen Aufmerksamkeit an einer Person entdecken kann, auch alsdann wenn man diese Person in den verschiedensten Umständen des Lebens aus allen möglichen Gesichtspuncten betrachtet und ihre verschiedenen Seiten aufs sorgfältigste mit einander verglichen hat, wie

wie schwer bleibt es noch immer von den Bewegungsfachen ihrer Handlungen zu urtheilen? Und gesetzt wir hätten diejenigen ausfindig gemacht, welche diese Person selbst dafür hält, wie weit sind wir noch immer von der Kenntniß der wahren Triebfedern entfernt, welche so tief in dem dunkeln Theil unsrer Natur verborgen liegen, daß sie auch dem schärfesten Beobachter seiner Selbst in den meisten Fällen unsichtbar bleiben?

Und gleichwohl mit welchem Leichtsinn, mit welcher Verwegenheit urtheilt man täglich über Gegenstände dieser Art. Der kleinste Schein, die flüchtigste Kenntniß einer verwickelten Thatsache, wenige oft nur zufällige Umstände einer Begebenheit, bloße Vermuthungen, welche ihre ganze Wahrscheinlichkeit von willkürlichen Voraussetzungen empfangen, werden für hinreichend

reichend angesehen, um mit der größten Dreistigkeit den Charakter einer Person festzusetzen, ihr Tugenden abzusprechen, oder Fehler und Schwachheiten zuzuschreiben, und oft, wenigstens auf einige Zeit, das öffentliche Urtheil von ihr zu bestimmen.

Weise Leute, welche geneigt sind alle mögliche Behutsamkeit gegen ihre eigene Schwäche und gegen fremde Thorheit oder Bosheit zu gebrauchen, pflegen sich zum Gesetze zu machen, „ihre Urtheile niemals nach fremden Urtheilen oder Nachrichten, sondern lediglich nach den Handlungen einer Person zu bestimmen.“ Eine vorzügliche Regel, welche uns niemals irren lassen würde, wenn wir die Unpartheylichkeit und die Augen einer Gottheit hätten.

Aber da wir nur Menschen sind, kann sie uns so wenig als irgend ein anderes
Mittel

Mittel vor dem Irrthum schützen, dem wir durch die Schranken unsers Verstandes, durch unsre Eigenliebe und andre Leidenschaften, neben tausend äußerlichen Zufällen, die oft wider unsern Willen unser Urtheil verfälschen, ausgesetzt sind.

Ich urtheile bloß nach Handlungen, sagt man.

Gut! Aber (gesetzt auch, daß ich alles durch mich selbst sehen könnte, und nicht in den meisten Fällen genöthiget wäre mich fremder Augen zu bedienen) was sehe ich von diesen Handlungen als was davon in die Augen fällt? Oft, bey aller möglichen Scharfsichtigkeit, nur so viel als man mir davon sehen lassen will!

Entscheidet nicht oft der Beweggrund den innern Werth einer Handlung; und wie will ich diesen allemal mit Gewißheit angeben?

Bin

Bin ich immer gewiß, daß mir nicht irgend ein kleiner Umstand unbekannt geblieben ist, welcher der ganzen Sache eine andre Gestalt geben würde? — Hängt nicht oft die Wichtigkeit eines großen Entwurfs, die Zweckmäßigkeit einer langen Folge von Veranstaltungen von einem solchen Umstande ab? Bin ich immer gewiß, daß ich die Sache in dem einzigen Gesichtspuncte gefaßt habe, woraus sie gesehen werden muß?

Bin ich immer gewiß, daß keine vor- gefaßte Meinungen — eine Art von Fesseln, deren Spiel auch den Weisesten unmerklich zu seyn pflegt — mich verhindert recht zu sehen?

Habe ich mir Zeit genug dazu genommen?

Habe

Habe ich keinerley Art von geheimem Vorthail die Sache so und nicht anders anzusehen?

Geschieht es nicht oft, daß wir bloß unsrer Scharfsichtigkeit zu Ehren genöthigt sind, die Augen gegen das Licht, so man uns geben will, zu verschließen? — Ein Fall worinn vorzüglich solche Personen sich nur allzuoft befinden, deren Stand oder Platz nicht zu gestatten scheint, daß sie auch nur stillschweigend eingestehen sollten, sich geirret zu haben.

Wenn Personen von den größten Verstandeskräften, von der tiefsten Kenntniß des menschlichen Herzens, von geübtestem und geschmeidigstem Geiste sich nichts desto weniger oft in irgend einem dieser Fälle befinden: was sollen wir von dem großen Haufen sagen?

Wie

Wie Viele sehen wir, welche keinen andern Beruf haben, ihre Meynung von einer Sache zu sagen, als den Muth, den ihnen ihre Geburt, ihr Rang, ein Kreuz, ein Ordensband, ein D. oder M. vor ihrem Nahmen, einflößt?

Wie Viele, welche ihr ganzes Verdienst dem Friseurer, Sticker und Schneider zu danken haben, geben ist als eben so viele Apollons ihre Urtheilsprüche in Gestalt von Drakeln von sich, welche, ohne jene Vortheile, stummer als Bildsäulen seyn würden?

Wie mancher würdiget seinen Vorrath von kleinen Hof- oder Stadt-Intriguen, ärgerlichen Geschichtchen, und Vorzimmer-Neuigkeiten mit dem stolzen Nahmen Kenntniß der Welt, und glaubt nun, eine wichtige Stimme bey allen Sachen zu haben,

ben, deren Beurtheilung Kenntniß der Welt und des Menschen fodert?

Wie mancher urtheilt zuversichtlich von Dingen wovon er nichts versteht, bloß weil er gewohnt ist, seinem Urtheil in andern Dingen zu trauen, von denen er Kenntniß und Erfahrung hat?

Wie mancher, dem sein Verstand nicht einmal so viel Licht giebt, als vonnöthen wäre, um in das unendliche Dunkel hinaus zu sehen, welches auf dem öden Leeren seiner Seele ruhet, hat keinen andern Titel seine Stimme zu geben als seine Dummheit?

Wie viele urtheilen bloß, weil sie lange geschwiegen haben, und weil sie es der Anständigkeit gemäß halten, auch wieder den Mund aufzuthun?

E

Wie



Wie viele, weil sie noch von ihrer Kindheit her gewohnt sind immer etwas zu plappern?

Und wie viele sind bloß der Nachhall von andern?

Aber auch bey der immer noch beträchtlichen Anzahl derjenigen, welche Verstand, Wis oder Geschmack genug hätten, in einem gegebenen Falle richtig zu urtheilen; wie selten ist es, daß nicht Vorurtheile, Interesse, Partheylichkeit, Eifersucht, Neid, oder andere Leidenschaften uns die Gegenstände in einem falschen Licht, und mit andern als ihren eigenen Farben zeigen?

Wie allgemein sind die Vorurtheile der Völker gegen einander; und wie gewöhnlich ist so gar bey der nehmlichen Nation die gegenseitige Verachtung einzelner Provinzen, Städte u. s. w.

Wie

Wie schwer ist es unpartheyisch von denjenigen zu urtheilen, welche andern Grundsätzen beygethan sind, oder zu einer Classe, einem Orden, einer besondern Gemeinheit gehören, deren Vortheile den unsrigen im Lichte stehen?

Wie selten ist es, gerecht gegen Talente und Vollkommenheiten zu seyn, welche das gewöhnliche Maaß übersteigen? Auch alsdann, wenn kein besonderes Interesse unsre Augen für höhere Verdienste zuschließt, ist es oft schon genug, daß ein Andern (der doch am Ende nur unsers gleichen oder auch wohl, in andern Rücksichten, weit unter uns ist) Verdienste haben soll, welche uns eine persönliche Hochachtung für ihn abzundthigen scheinen; Uns, die sich vielleicht bewußt sind, daß wir alle An-



prüche an die seinige bloß auf äußerliche Zufälle gründen können.

Man wendet, so lang es nur immer möglich ist, alles an, die Vorzüge einer solchen Person zu verkleinern; und sind sie so allgemein anerkannt, daß wir, um der Ehre unsrer eigenen Beurtheilung willen, Bedenken tragen müssen, sie zu misskennen; so tröstet man sich wenigstens damit, ihre Schranken ausfindig gemacht zu haben. Mit gierigen Blicken, mit bewaffneten Augen spürt man alles auf was wirklich fehlerhaft ist, oder wenigstens, von einer gewissen Seite betrachtet, Stoff zu nachtheiligen Anmerkungen und boshaften Muthmaßungen geben kann. Ist es unmöglich einer solchen Person von der Seite ihrer Talente beizukommen; so findet man Mittel ihre Grundsätze zu vergiften,

ten, und ihren sittlichen Character unter die öffentliche Hochachtung zu erniedrigen. Daher z. B. der Vorwurf des Eigendünkels und der Ruhmsucht, welcher oft keinen andern Grund hat, als das Bewußtseyn unsrer eigenen Einbildung auf unsre kleinen Vorzüge; ein Schluß von uns auf Andere, der in diesem Falle um so seltner richtig ist, je gewisser es ist, daß große Talente und Einsichten ihre Besitzer natürlicher weise bescheidener machen als es der Eigenthümer des eingeschränktsten Verdienstes seyn kann.

Denn jene, welche zur Bestimmung der Grade jeder Vollkommenheit ein Idealisches Maas zu gebrauchen gewohnt sind, sehen sich selbst immer weit unter dem Grade von Vortrefflichkeit, den sie denken können; Diesen hingegen ist kein an-



dieses Maaß bekannt als die Meynung, die sie von sich selbst haben, und sie sind eben so unfähig sich von irgend einem Grade von Vollkommenheit, der über dem ihrigen steht, den mindesten Begriff zu machen, als ein Mensch unfähig ist, sich zu einer anschauenden Vorstellung von einem Geist ohne Körper, oder von den Wirkungen solcher Geister in einander zu erheben.

Ich berufe mich auf diejenigen, welche die Menschen in der Geschichte und durch ihre eigene Erfahrung am längsten und genauesten beobachtet haben, ob es nicht wahr sey: daß man an den vollkommensten Personen immer die meisten und die größten Fehler findet, und zu eben der Zeit, da man ihnen überhaupt die glänzendsten Vorzüge eingesticht, stückweise
wieder

wieder so viel davon abzuziehen weiß, daß ihnen am Ende kaum so viel Verdienst übrig bleibt, als der gewöhnliche Mensch vonnöthen hat um erträglich zu seyn. Wunderlich genug! Sollen wir etwan glauben, daß diese Personen, deren Vortrefflichkeit man so willig eingesteht, wirklich mit aller dieser ungeheuren Menge von Fehlern belastet seyen? Es ist, wenigstens, nicht wahrscheinlich. Es scheint dem ordentlichen Lauf der Natur nicht gemäß, daß eine Person von großem Verstand und von edler Seele unzählich oft elend denke, klein, verkehrt und verachtenswürdig handle, als sie thun müßte, wenn man ihren Tadeln glauben wollte. Es ist wenigstens ungleich wahrscheinlicher, daß man die meisten dieser Fehler nur darum sieht, weil man sie sehen will, oder



weil man sie durch das vergrößernde Auge der Eifersucht und der gedemüthigten Eigenliebe betrachtet. Es ist immer eine Art von Entschädigung, so diese dafür erhalten, fremde Vorzüge mit dem öffentlichen Beyfall gekrönet sehn zu müssen.

Man hat längst bemerkt, daß die geringern Classen eines Staats gemeiniglich eine merkliche Freude bey den Unglücksfällen der Großen äußern. Die Freude über die Entdeckung der Fehler an Personen von vorzüglichen Verdiensten scheint aus einerley Quelle zu fließen. Der Neid ist eine von den unnatürlichsten Leidenschaften, pflegt man zu sagen; denn was gewinnt er dabey, wenn er die Vorzüge anderer verkleinert? — Er gewinnt sehr viel dabey. Er hat das Vergnügen Verdienste zu zerstören, welche ihn nöthigen würden

würden geringer von sich selbst zu denken; er befindet sich in dem Falle des Athenienfers, der keinen andern Grund anzugeben hatte, warum er zur Verbannung des Aristides seine Stimme gab, als weil Aristides sich den Beynahmen des Gerechten erworben hatte.

Es ist nicht allemal Bosheit, es ist öfters und vielleicht in den meisten Fällen, eine natürliche Unmöglichkeit anders zu handeln, was unsern Urtheilen von Andern einen Schein der Bosheit giebt. Woher diese beynahe allgemeine Geneigtheit, wenn man den Handlungen einer Person nichts anhaben kann, ihr wenigstens Beweggründe anzudichten, wodurch ihr das Verdienst edel und schön gehandelt zu haben entzogen wird? Warum sucht man zu jeder großmüthigen That eigen-

nützige Absichten auf? Woher dieser anscheinende Widerwille, zu glauben — „Daß man Gutes thun könne um Gutes zu thun?“ — „Daß Freunde einander zärtlich lieben können, ohne durch andre Bande als ihre gemeinschaftliche Liebe zum Schönen und Guten verbunden zu seyn?“ — „Daß eine reine Freundschaft zwischen Personen von verschiedenem Geschlechte statt finden könne?“ — „Daß man Thorheiten, welche die menschliche Natur verunzieren, Mißbräuche, welche der Gesellschaft verderblich sind, bestreiten könne, ohne die Absicht zu haben, einzelne Personen zu kränken?“ — daß man auch gegen seine liebsten Freunde unpartheyisch seyn könne? — „Daß man von einem Großen Gutes sagen könne, ohne ein Schmeichler zu seyn?“ — Mit einem Worte,

Worte, woher diese beynah allgemeine Abgeneigtheit, in irgend einem besondern Falle an die Tugend zu glauben? — Woher anders als von der Nothwendigkeit, in welche uns die Natur selbst gesetzt hat, von andern nach uns zu urtheilen, und nicht anders als mit äußerster Mühe, und auch alsdann nur mit schwankenden Zügen und leblosen Farben uns eine Vorstellung von Vollkommenheiten zu machen, wovon wir das Urbild nicht in uns selbst finden? *) Ist sagt der Tadel, womit man

*) Hier scheint, um Mißdeutungen zu verhüten, eine Anmerkung vornöthig zu seyn. Es giebt Leute (wiewohl sie sehr selten sind) welche aus Grundsätzen von der menschlichen Natur überhaupt keine sehr schmeichelhafte Meinung haben, und gleichwohl, eben darum, weil es uns so natürlich ist, von andern nach uns zu urtheilen,

len,



man eine Person belegt, nichts anders,
als daß diese Person nicht dazu aufgelegt

ist
 len, in besondern Fällen nur allzugeneigt sind,
 besser von den Menschen zu denken, als es die mei-
 sten verdienen. Es ist billig diesen wenigen zu
 gefallen eine Ausnahme zu machen; die Incon-
 sequenz die man ihnen mit Grunde vorwerfen
 kann, macht wenigstens ihrem Herzen Ehre;
 aber der allgemeine Satz unsers Autors wird
 durch diese seltne Beispiele vielmehr bestätigt
 als bestritten. Es ist wahr, eine lange Erfah-
 rung und scharfe Beobachtung, mit der daher
 entspringenden Erinnerung, wie oft wir in un-
 serer günstigen Meynung von einzelnen Personen
 betrogen worden, sollte natürlicher weise die
 Wirkung thun, uns in jedem besondern Falle
 mißtrauisch und unglaublich an die Tugend zu
 machen, die bey den Meisten eine bloße Maske
 ist. Nichts desto weniger lehrt die Erfahrung,
 daß die schönsten Seelen, bey allen Warnungen,
 die ihnen ein langer Umgang mit den Menschen
 geben sollte, immer leichter zu hintergehen sind
 als

ist, oder nicht für gut befindet, eine Co-
pey von uns zu seyn.*) Sie denkt an-
ders als wir; sie handelt anders, als wir
an ihrem Plaze gehandelt haben würden.

Ihre
als andre; und daß sie es in der möglichen Zu-
gend der Klugheit nie so weit bringen als dies
jenigen, welche den stärksten Grund ihres Miß-
trauens gegen alles was den Schein der Uneig-
ennüßigkeit und Großmuth hat, in ihrem ei-
genen Busen finden.

*) Unter einem freyem Volke, wo ein Jedes Muth
genug hat, sich selbst vorzustellen, ist diese Art
von Tadel seltner als da, wo Alle sich nach einer
gewissen, gleichsam vorgeschriebenen Form
bilden müssen. In jenem Falle geht man
einander willig ein Recht zu, welches man sich
selbst herausnimmt; in diesem wird die bloße
Abweichung von der Weise derjenigen, die den
Ton angeben, ohne weitere Untersuchung für
hinlänglich gehalten, das widrigste Urtheil zu
rechtfertigen.

Ihr Recht zu geben, wäre eben so viel als uns selbst zu verurtheilen. Wenn eines von beyden Unrecht haben muß, was ist natürlicher als die Partheylichkeit für uns selbst?

Aber aus welcher Eigenschaft des menschlichen Herzens sollen wir eine andre Wirkung erklären, welche nicht weniger gemein ist als jene; — „die Gewohnheit in allen Fällen, wo eine Handlung zwo Seiten zu gleicher Zeit zeigt, sich vorzüglich bey der Häßlichen aufzuhalten; ja, auch alsdann, wenn die vortheilhafte Seite am ersten in die Augen fällt, die nachtheilige mit allem Fleiße aufzusuchen, und sein Urtheil von der Sache bloß auf diese zu gründen?“ Sollte sich unser Herz auch hier von der Anklage der Bosheit freysprechen lassen? Sollen wir glauben,
daß

daß bloß die Erinnerung, wie oft in solchen Fällen unsre gute Meynung von andern betrogen worden, der wahre Grund sey, warum die Meisten, welche eine Zeit lang in der Welt gelebt haben, sich zur Regel gemacht zu haben scheinen, alle Handlungen Andern von der schlimmsten Seite und im nachtheiligsten Lichte zu betrachten? Hat man etwan zu oft gesehen, daß die Frömmigkeit nur die Maske eines Tartüffen war, um sich erwehren zu können, einen jeden, der einen besondern Schein dieser ehrwürdigen Tugend von sich wirft, bis auf nähern Beweis für einen Tartüffe zu halten? Hat man so viele gesehen, welche die Freyheit der Philosophie zum Deckmantel der Ruchlosigkeit gebraucht haben, daß man den sichersten Weg zu gehen glaubt, wenn man einen

Jeden,

Jeden, der jene Freyheit behauptet und ausübt, für einen gefährlichen Mann, und zum wenigsten für einen heimlichen Gönner des Unglaubens und Epikurischer Grundsätze hält. — Es mag seyn! Indessen geschieht oft genug, daß Unschuldige das Opfer von solchen Schlüssen werden, die sich auf eine Vermuthung stützen, welche die Quelle der größten Unbilligkeit wird, so bald man sie in irgend einem Falle zum Grund eines Schlusses macht.

Das Feld, in welchem wir diese Betrachtungen angestellt haben, ist unermesslich, und man würde statt einiger Blätter etliche Bände schreiben müssen, wenn man vom Allgemeinen zum Besondern herunter steigen, und sich über die unzählbaren Ungerechtigkeiten ausbreiten wollte, welche jeder besondere Stand, jede besondere Abtheilung

theilung der Mitglieder der Gesellschaft von den Urtheilen der Welt zu leiden haben. Je größer die Rolle ist, die wir spielen; je mehr wir durch das Verhältniß, welches uns Stand, Beruf oder Talente gegen die Gesellschaft geben, dem öffentlichen Auge ausgesetzt sind; desto gewisser dürfen wir darauf rechnen, daß wir von der größern Zahl weder Gerechtigkeit noch Nachsicht zu erwarten haben. Tausend Augen sind in keiner andern Absicht auf uns geheftet, als um Fehler an uns zu finden; und wehe dem, welcher nicht die Klugheit hat, wie Alcibiades, zuweilen eine Thorheit zu sagen oder zu thun, um den Genius der Verläumdung durch ein freywilliges Opfer zu besänftigen! Wehe dem, der ihn durch die sorgfältigste Bemühung nicht zu feh-

D

len

len zu befänstigen hofft! Der Weiseste, der Tugendhafteste, der Tadelfreyeste Mann (sagt Plato) wäre gerade derjenige, gegen den sich endlich die ganze Welt zusammenschwören würde; — und niemals, göttlicher Plato, hast du eine größere Wahrheit gesagt.

Meine Absicht ist erreicht, wenn ich die Leser auf den Weg gebracht habe, ihre eigene Betrachtungen über diesen Gegenstand fortzusetzen. Auch das Wenige, was ich davon gesagt habe, scheint mir hinreichend, unsern ungenannten Alten, in so fern er vielleicht ein Mann von wirklichen Verdiensten war, wegen seiner Gleichgültigkeit gegen den Tadel der Welt zu rechtfertigen.

Aber wenn dieser Tadel nicht wichtig genug ist, zu verdienen, daß man um
seinet

seinetwillen schlechter von sich selbst denke:
sollte man wohl Ursache haben, besser von
sich selbst zu denken, weil man von andern
gelobt und gepriesen wird? — Angenehm
mer ist es gelobt zu werden, dieß ist ge-
wisß;*) aber wenn wir die Sache genauer

D 2 erwägen,

*) Xenophon, in dem bekannten Apologen von
der Wahl des Herkules, setzt den Vergnügun-
gen des Gehörs, welche die Wollust (denn so
pfllegt man das Wort *Kakia* zu deuten,
wiewohl der Sokratische Begriff von diesem
durch jenes allzu unbestimmt ausgedrückt wird)
dem jungen Herkules nebst andern Ergötzungen
der Sinne verspricht, das Lob, als etwas das
alle andre Musik übertreffe, entgegen: *τὸ δὲ
πάντων ἡδίστον ἀκούματος, ἐπαίνει εὐλητῆς,
ἀνήκοος ἔστι.* Dieser Lieblingschüler des Sokra-
tes scheint für diesen Ehrenkiesel selbst so emp-
findlich gewesen zu seyn, daß er den nehmli-
chen Gedanken auch dem weisen Simonides
in den Mund legt, da er ihn zu dem Ehren-

nen

erwägen, sollten wir nicht finden, daß die Welt selten mehr Gehör verdient wenn sie lobt, als wenn sie tadeln? Die nehmliche Leichtsinngigkeit, der nehmliche Unverstand, die nehmlichen Vorurtheile, Leidenschaften und Nebenabsichten, welche sich bey ihrem Tadel

nen Hieron sagen läßt: „Wenigstens wirst du mir gesehen müssen, daß ihr andern Tyrannen“ (den über die Vortheile und Nachtheile dieser Herren vor den Privatleuten wird zwischen ihnen beyden gestritten) „in Absicht der Vergnügungen des Gehörs einen Vortheil habt. Denn an dem süßesten unter allem was man hören kann, an Lob fehlt es euch niemals.“ Hieron. C. I. §. 14. Wahr ist, daß er an diesem Orte dem Hieron bloß Gelegenheit geben will, in seiner Antwort zu zeigen, wie wenig wahre Befriedigung den Personen seines Standes auch in diesem Stücke zu Theil werde.

Tadel geschäftig zeigen, theilen gewöhnlich ihren Beyfall aus. Wie sollte der loben können, der nicht tadeln kann?

Wie selten ist die Hochachtung, die man andern zeigt, empfundene Hochachtung! Wie selten ist das Herz die Quelle des Lobes, das von unsern Lippen sprudelt!

Wie oft ist der Beyfall, den man einem andern ertheilt, nur eine feine Wendung, um sich selbst zu loben?

Wie oft bloße niedrige Schmeicheley oder eigennützigte Bestechung?

Wie oft gesteht man dem andern gewisse Vorzüge nur darum zu, um den Verschuldigungen, wodurch man seinen Ruhm zu verwunden gedenkt, den Schein der Unpartheylichkeit zu geben?

Keine Art von Leuten hat weniger Ursache auf das, was man allgemeinen Beyfall nennt, stolz zu seyn als die Schriftsteller. Allgemeiner Beyfall ist gemeinlich das Antheil der Mittelmäßigkeit. Horaz begnügte sich an wenigen Lesern; und wenige hat er bis auf den heutigen Tag, wiewohl er in Jedermanns Händen ist. Schriftsteller seiner Art dürfen sichre Rechnung darauf machen, daß der Geist ihrer Werke, oder gerade das was das Schönste und Beste darinn ist, für die meisten Leser verlohren geht.

Wie wenige bringen zur Lesung eines Buches den bestimmten Grad von Kenntnissen, von Vernunft, Wiß, Geschmack und Empfindsamkeit mit, den der Verfasser voraussetzt?

Wie

Wie wenige lesen bey heiterm Kopfe; in derjenigen Gemüthsstimmung und mit derjenigen Absicht, welche erfordert würden, wenn sie sich des eigenen in der Denkart des Verfassers bemächtigen, und mit seiner Absicht zusammen treffen sollten?

Wie viele haben ein Buch, wovon sie urtheilen, ein Buch, welches zweymal gelesen zu werden verdiente, nur durchblättert, nur flüchtig über einzelne Stellen hingeglitscht, nach deren halb verstandnem Inhalt sie mit einer Unverschämtheit, die nur an kritischen Tagelöhnern erträglich ist, über das Ganze absprechen.

Somit geben einige Leute den Ton an. Der große Haufe stimmt ein; unvermerkt wird es Mode, einen Schriftsteller zu loben, ungeachtet weder er selbst

noch sonst jemand eigentlich sagen könnte, wie er zu dieser Ehre gekommen ist. Man lobt ihn, weil man gehört hat, daß er berühmt ist, und, unter Tausend, die ihn gelobt haben, sind vielleicht Aechthundert in dem Falle, nicht zu wissen wer er ist oder was geschrieben hat. Und gesetzt, daß unter seinen wirklichen Lesern die Hälfte aus Bewunderern bestehe; — Himmel! Was für Bewunderer! Dieser lobt gerade das was der Verfasser selbst in seinem Werke vernichten zu können wünscht. Jener findet einen Gedanken vortrefflich, weil er ihm einen Sinn giebt an den der Verfasser gar nicht dachte; der wohl gar das Gegentheil von dem ist, was er sagen mußte, um nicht Unsinn zu sagen. Ein anderer findet eine gewisse Stelle herrlich, und bey genauere

Nach-

Nachfrage zeigt sich, daß es eine Probe war, die er im Ernste aufnahm! Die meisten loben bloß um einzelner Gedanken und Wendungen, um wirklicher oder vermeýnter Anspielungen oder um irgend eines zufälligen Unisono willen, den eine Bemerkung des Verfassers mit ihrer eigenen Erfahrung macht. Wenige haben einen Sinn für die feinern Schönheiten, zu deren Entdeckung und Genuß mehr gehört als die fünf Sinne, die wir mit den Thieren des Feldes gemein haben; die allerwenigsten übersehen das Ganze, oder sind vermögend sich den Plan eines Werkes vorzuzeichnen. Dieser Plan darf nur ein wenig versteckt seyn, um zugleich mit den feinsten Kunstgriffen des Verfassers für den größesten Theil der Gelehrten selbst verlohren zu gehen.

Eine Menge von Reflexionen drängt sich bey diesem Gegenstand auf uns zu; aber es ist zu gefährlich sich lange dabey zu verweilen. Ich würde in Versuchung kommen, zu zeigen, was für unwürdigen Leuten schon mit dem lautesten öffentlichen Beyfall zugejauchzet worden; durch was für verächtliche Wege dieser Beyfall von den Meisten bald erschlichen, bald erzwungen wird; wie leicht es ist, mit den wenigsten Talenten berühmt und mit den größten wieder vergessen zu werden; und wie oft unzeitiges, albernes oder übertriebenes Lob demjenigen, der das Unglück hat vielleicht nach seinem Tode noch damit verfolgt zu werden, nachtheiliger ist als alles was man mit Recht an ihm tadeln könnte.

Ich

Ich würde durch Beyspiele — Sed
 Cynthius aurem vellit et admonuit —
 Ich habe schon genug gesagt, um zu be-
 weisen, daß der Ungenannte, — er mag
 nun ein Staatsmann oder ein Schriftstel-
 ler, ein Günstling des Kriegesgottes, oder
 der friedsamten Musen, Cäsar oder Nichts
 gewesen seyn, — gute Ursache hatte zu
 sagen: Sie reden was sie wollen.
 Laßt sie reden! Was kümmerts
 mich?

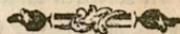
Glücklich ist der Mann, der, mehr be-
 müht den Beyfall der Menschen zu ver-
 dienen als besorgt ihn wirklich zu erhal-
 ten, seine Pflichten gegen sie erfüllt, ohne
 seine Zufriedenheit von ihrer Zufriedenheit,
 von ihrer Gerechtigkeit oder Dankbarkeit,
 abhängig zu machen. Getreu seiner eige-
 nen Ueberzeugung, gebilligt von seinem
 eigenen Herzen, bestätigt in beydem
 durch

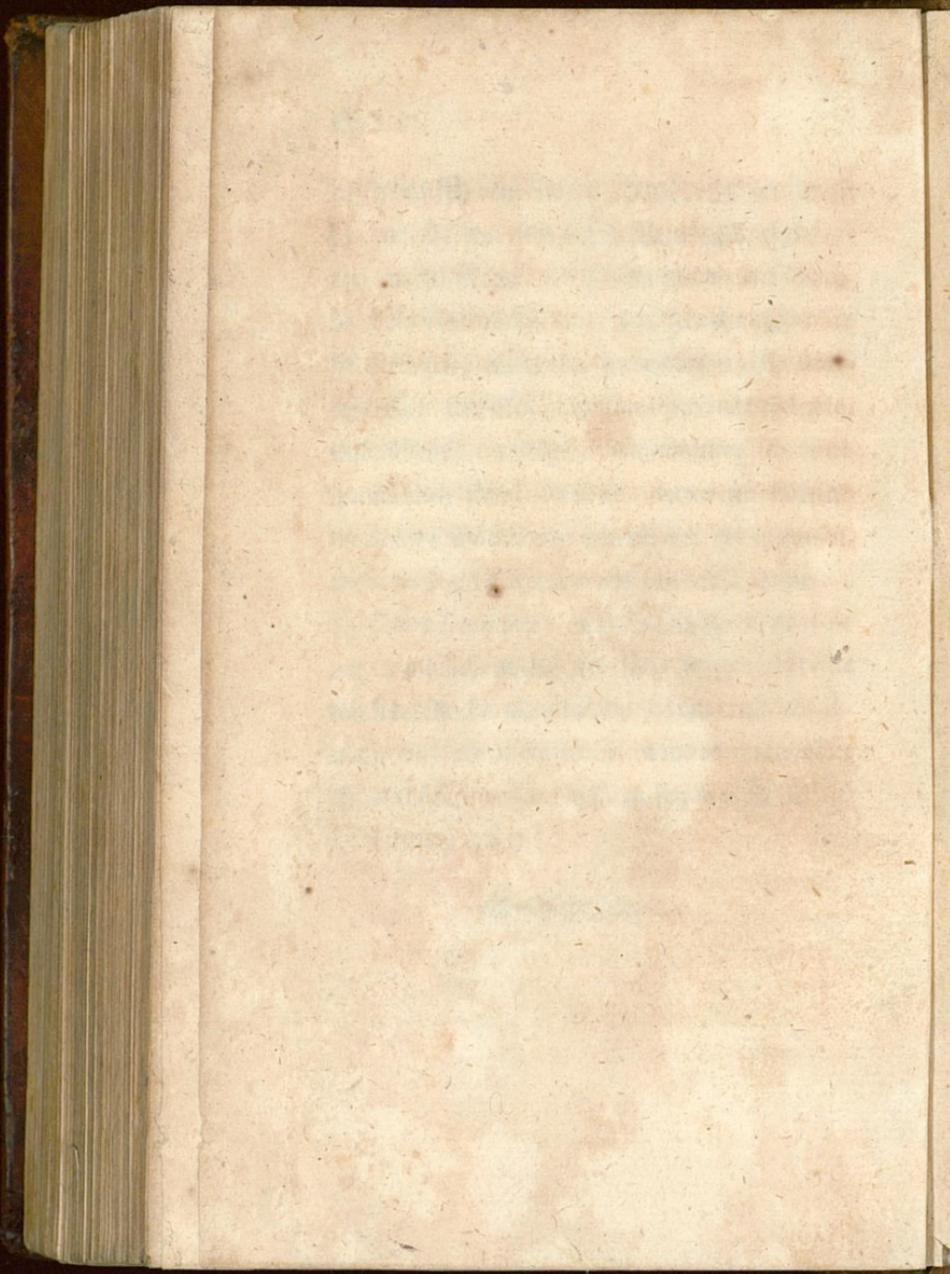
durch den prüfenden Beyfall der Weisesten und Besten seiner Zeitgenossen, gebessert durch ihren Tadel und durch eine immerwährende Bearbeitung seiner selbst, geht er seinen eigenen Weg, unbekümmert, was alles das Gesumse, Gezische und Gequäcke bedeuten könne, das in der Nähe und aus der Ferne um seine Ohren sauset. Immerhin mag der große Haufe sich einbilden, daß er nach ihrem Beyfall ringe; ihm genüget sich bewußt zu seyn, daß Wahrheit und Tugend ihn durch ihren eigenthümlichen Reiz an sich ziehen. Er liebet das Schöne, weil es schön, das Gute weil es gut und beydes weil es, durch die wesentliche Verfassung der Natur, die doppelte Quelle unsrer Glückseligkeit ist. Er liebet die Menschen weil er selbst ein Mensch ist; er lächelt, oder lacht wohl auch zuweilen, ihrer Thorheiten; aber

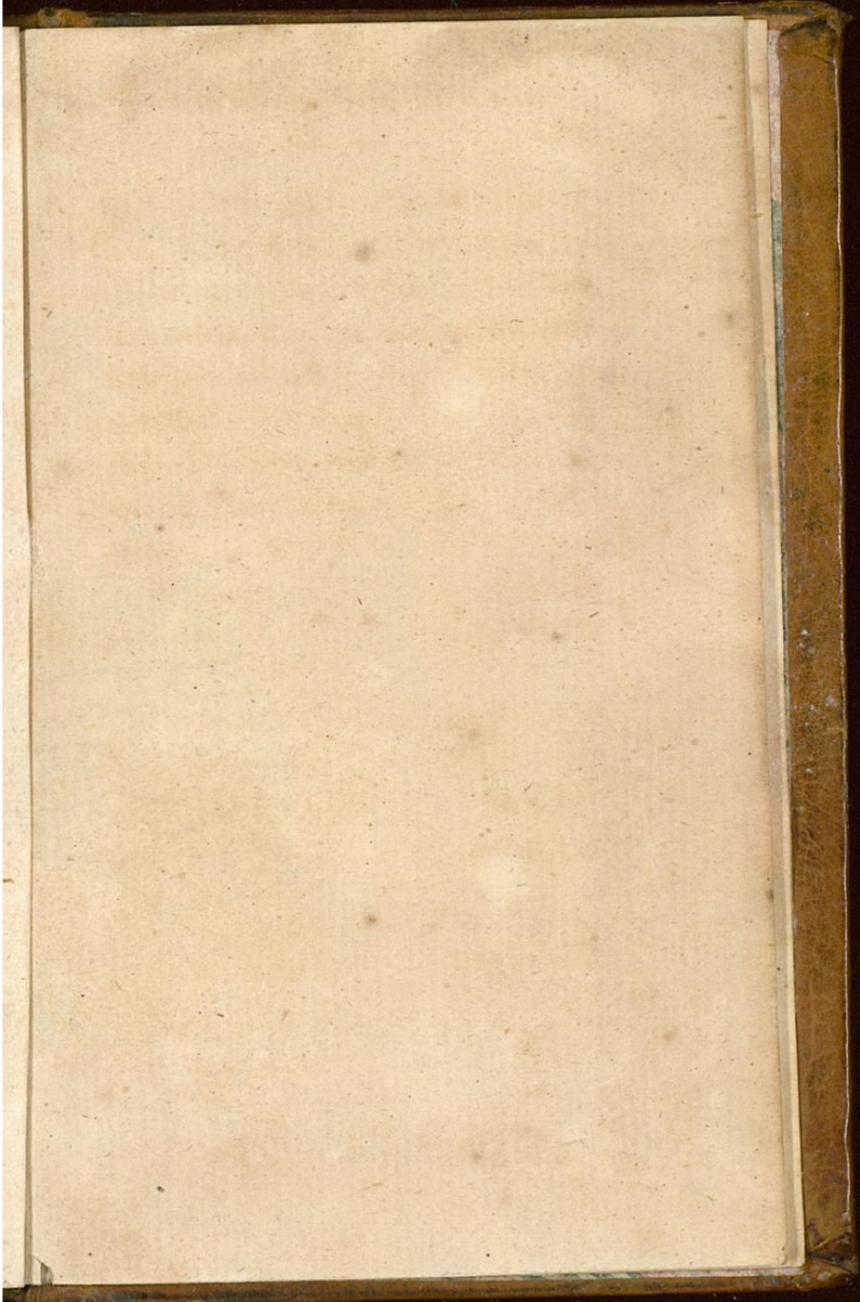
aber er ist zu billig ihrer Gebrechen zu spotten, oder mit den Fehlern eines Andern zu hadern, weil es — nicht die Seisnigen sind. *) Kurz, er liebt die Menschen — so viel man launische Schönen und eigensinnige Kinder nur immer lieben kann. Es würde ihm unangenehm seyn, von ihnen wieder geliebt zu werden; Aber er weiß zu gut was möglich

*) Niemals in seinem Leben (sagt Lucian von seinem Demonay) sah man ihn schreyen, oder in Eifer gerathen, oder sich erzürnen, auch alsdann nicht wenn er jemand beschelten mußte; er bestrafte zwar die Fehler, aber er vergab dem Fehlenden, und wollte, daß man hierinn die Aerzte zum Muster nehmen sollte, welche die Krankheiten heilen, aber sich nicht einzulassen lassen, über die Kranken ungehalten zu werden. Denn sehen, glaubte er, sey etwas wovon kein Mensch frey ist; aber das Werk eines Gottes, oder eines göttlichen Mannes sey es, das gefehlte wieder gut zu machen. *Lucian. in Demon. Tom. Opp. II. p. 378. §. 7.*

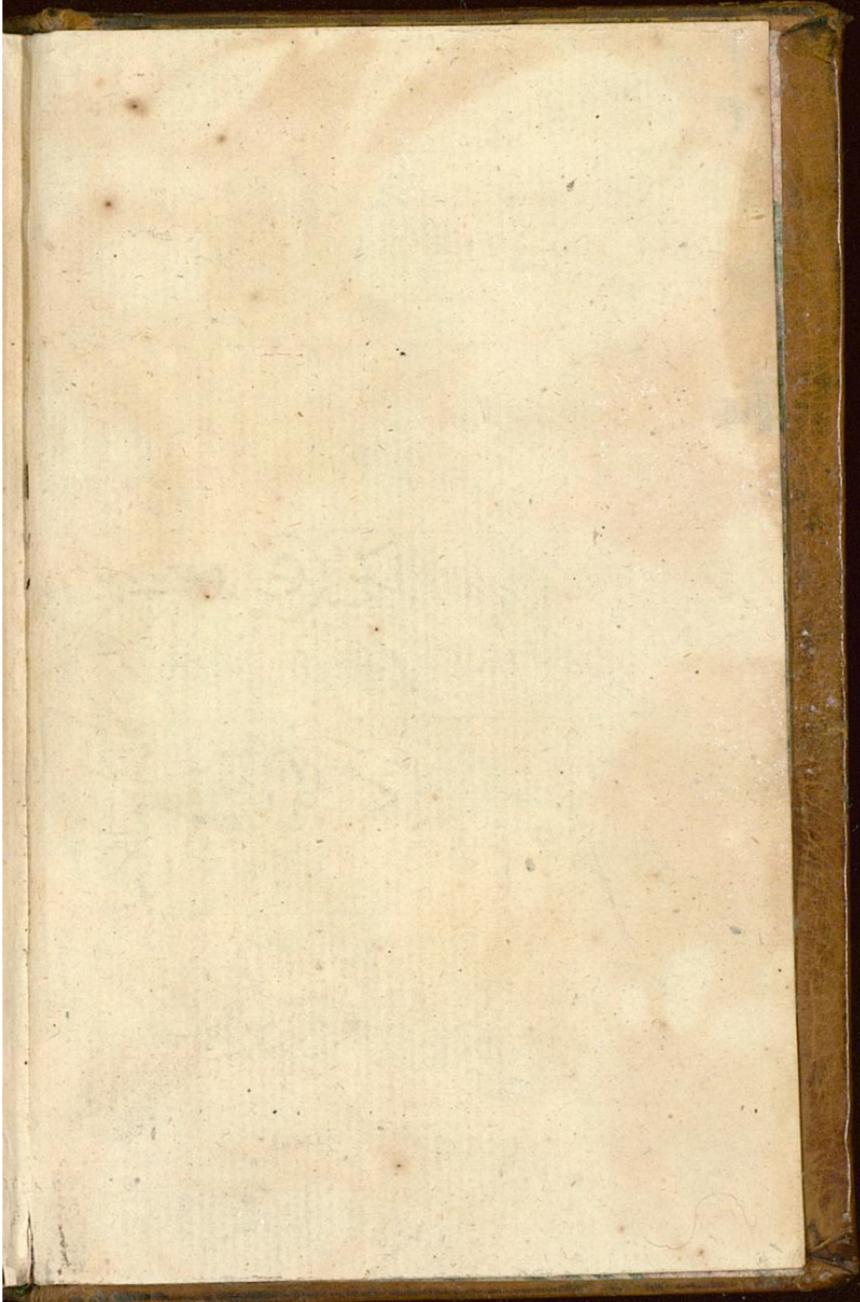
möglich ist, um es zu fodern; und er ist zu weise, um sich über Unmöglichkeiten zu kränken. Aus eben diesem Grunde fällt ihm nicht ein, sich jemals über sie beklagen, wenn sie unbesonnen, übermüthig, unbillig, hastig, unbeständig, undankbar, neidisch, mißtranisch und wunderlich sind, das ist, wenn sie sind was ihre Väter von Alters her gewesen, und was ihre Kinder bis ans Ende der Tage seyn werden. Sie müßten es sehr arg machen, wenn sie ihm jemals eine stärkere Rache abnöthigen sollten, als ihnen, mit allem Kaltfinn, den man ohne Unhöflichkeit zeigen darf, zu sagen: Was kummerts mich?













Farbkarte #13

Cyan

Green

Yellow

Red

Magenta

White

3/Color

E

B

